

# SPIEGEL

Nr. 8

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

## Proletarier.

Erzählung von C. Fink.

(Vorlesung)

Um folgenden Tage, als Friedrich wieder in der Fabrik arbeitete, kamen die Schwestern und die Schwägerin zu Besuch und überreichten der jungen Frau einige nützliche Haushaltungsgegenstände als Hochzeitsgeschenk. Sie fanden es in dem Zimmer — es war noch dasselbe, welches wir bereits kennen lernten — nett und sauber, nur war der den Ankommenden zur Verfügung stehende freie Raum jetzt fast bis zur Unmöglichkeit eingengt worden durch das zweite Bett, welches Marie noch gekauft hatte.

Wegen der Enge begann Bertha zu spötteln und meinte: „Unsere Männer hätten wir aber net auch noch mitbringe dürfen, außer, es nähme ein jedes den seinen auf den Schoß.“

Das fand die Marie als einen Spaß auf, lachte mit und entgegnete: „O! Auf jeder Venus finde noch zweie Platz, das macht im ganze vier Siz mehr!“ Worauf die Pauline meinte: „Ja — geduldige Schaf“ gebe viel in ein'n Stall.“

Anna sagte zu dem nichts und lachte auch nicht wie die anderen; sie hätte ja auch nur Spott mit ihrer eigenen Armut getrieben. Als sich das Lachen dann legte, meinte die Bertha schließlich: „Na, vielleicht bringe wir an ein'm Sonntag mal unsere Männer mit.“

Sie sagte „vielleicht“, weil sie wußte, daß sich ihr Mann sicher nicht dazu bewegen lassen würde, und dem „rommnen“ Schuster gab denn auch die „unchristliche“ Heirat der Beiden zum Fernbleiben den „trifftigen“ Grund.

Aber die anderen kamen. Sie trafen Marie allein; Friedrich war frühmorgens schon fortgegangen. Er müsse arbeiten, hatte er gesagt; in Wahrheit aber war er geflüchtet vor dem ihm zu ernst dreinschauenden Gießer. Wenn er diesen Mann ansah, hatte er ein Gefühl, als ob der in seine Seele zu blicken vermöge.

Am nächsten Bahntage kam die Marie freilich hinter diese Lüge, und von da an achtete sie wieder mit äußerstem Misstrauen auf das Treiben ihres Mannes.

Als nach der Hochzeit vierzehn Tage vergangen waren, ging die Marie wieder in die Fabrik. Bis dahin hatte sie zu Hause immer alles sauber geordnet, ihrem Manne pünktlich den Tisch gedeckt; das hatte Friedrich sehr behaglich gefunden. Aber so konnte es leider nicht fortgehen; das Schuldonto in dem Abzahlungsgeschäfte, aus dem das zweite Bett gekauft war, mußte pünktlich abgetragen werden. Da hüßte das Eheleben einen großen Teil seiner Behaglichkeit ein. Es war jetzt keineswegs mehr

ein reizendes Familienleben, das die beiden zu führen gezwungen waren: Friedrich ab des Mittags in einer Wirtschaft „kalt“, und Marie begnügte sich im Speisesaal der Fabrik mit Brot und angewärmtem Kaffee, wozu sie sich nur höchst selten noch für einige Pfennige Wurst oder Soße lausste.

Und wenn es dann Feierabend war, und auch der Chemann ohne zu säumen nach Hause ging, so war das doch nicht mehr so wie früher. Schnell wurde ein Weniges zu einer Flasche Bier zurechtgemacht, gegessen und dann wieder gearbeitet, denn die junge Frau hatte des Abends alle Hände voll zu tun. Wenn sie dann endlich fertig war, dann nickte der Mann vor Müdigkeit und — langer Weile in der Regel schon ein.

Während die Marie so voll häuslichen Sinnes tätig war, lebte der Frieder gedankenlos in den Tag hinein; die Zeit schlich ihm schreiten langweilig dahin. Er hätte gern einmal den Bruder seiner Frau besucht, weil er ihn für einen lustigen Kameraden hielt, aber zum Lustiglein im Freundestreise schlich es ihm noch an Geld. Wenn er Samstag abends seine Schuld im Wirtshaus bezahlt hatte — denn das Vorgen war ihm eine alte Gewohnheit geblieben —, dann blieb von dem Reste seines Lohnes für ihn nicht mehr viel übrig. Das meiste davon belegte Marie mit Beischlag wegen der Abschlagszahlungen, die geleistet werden mussten, und eben deshalb reichte auch ihr dann das Geld nicht einmal die ganze Woche hindurch aus.

Endlich blieben aber doch einmal einige Mark für Nebenausgaben übrig. An einem solchen Sonntage gingen Marie und ihr Mann aus und besuchten die Pauline und den Bruder.

Das Ehepaar stand auch diesmal wieder im Begriff, sich zum Ausgehen zu rüsten; der Schreiner wollte zur ersten Winterunterhaltung seines Vereins, und die beiden gingen nun — Pauline sah das zwar nicht sehr gern — dorthin mit.

Es war ein „besserer“ Gesangverein, der das Fest feierte. Als sie hinkamen, saß da eine recht steife Gesellschaft beisammen, von den Männern der eine wichtiger als der andere. Und die Frauen wie die Pfaulen so stolz. Manche tranken auch Wein statt des Bieres und dies lediglich, um sich groß zu tun. Kein einziger war unter ihnen, der sich „Togelöhner“ nennen lassen möchte, wie Friedrich! Sie pflegten sich als „bessere“ Arbeiter alleramt zum Mittelstand zu zählen, und — gleiche Brüder, gleiche Kappen

— so auch der Schreiner. Das war auch der Grund, weshalb man den Gießer fast nie in seiner Gesellschaft sah.

Dem Friedrich ward es gleich der simplen Marie immer unbehaglicher zunimmt. Mit Leuten solchen Schlages zu verkehren, war er nicht gewohnt. Er wurde von ihnen auch zu sehr von „oben herab“ behandelt. Er fühlte sich dadurch in dem ihm trotz alledem innenwohnenden Stolz verlegt. In seinen Streichen hatte er stets eine sichere Rolle gespielt; heute aber ging er unbeschiedener beim denn je. Nun wußte er genau, daß der Verkehr mit seinem Schwager nie unrigerer Natur werden würde.

Marie hatte die wahre Vergangenheit ihres Mannes allen verheimlicht. Aber es sprach sie mit der Zeit doch herum. Der Frieder war nicht so dummi: er sah es gut, wie hinter jedem Stern ein Vorurteil steckte, und daß man in eines Hüttelles für fähig hielt. Selbst in den Augen Maries glaubte er das zu lesen, und dieses Misstrauen hatte etwas Niederdrückendes für ihn; er wurde misstrauisch und ging den Leuten aus dem Wege.

Da traf er eines Montags in der Wirtschaft, wo er zu Mittag ab einen lustigen Beisaufen von früher, der verleitete ihn zum „Plaudern“, und am Abend dieses Tages lehrte Friedrich nicht zur gewohnten Stundeheim. Marie harrte auf ihn lange in banger Sorge. Als er endlich — Mitternacht war schon vorüber — kam, da wachte er polternden Schrittes ins Zimmer, warf sich angekleidet auf das saubere Bett und blieb dort liegen, ohne sich weiter zu rühren.

Marie weinte und fragte und ließ sich zu Schimpfreden hinreissen, aber Friedrich hatte auf das alles nur ein versoffenes Gebrumm und schlief ein, wie er da lag.

Als er erwachte, war es schon heller Morgen. Marie stand mit rotgeweinten Augen am Fenster. Sie war nicht zur Arbeit gegangen und hielt nun ihrem Manne eine gar lange Predigt, in welche sie auch manches unüberlegte Schimpfwort hineinflocht; das forderte aber nur seinen Trost heraus.

Friedrich war böse geworden. „Mei' Wort weiter jetzt!“ rief er endlich wütend, ich bin d'r Mann! Wärst D' in die Fabrik gegange, das wär' gescheiter!“

„Zuerst gehört der Mann in die Fabrik!“ gab die Marie in heftiger Gegenrede zurück. „Ich lass' mich net unterdrücken!“

Eine Schimpfrede zeugte die andere, bis der Rasende hinausschlirpte und die Tür hinter sich ins Schloss warf.

Als Friedrich dann am folgenden Morgen mit einem furchtbaren Knagenjammer die Arbeit wieder aufzunehmen wollte, wurde er laut der in den Arbeitsräumen anhängenden Fabrikordnung sofort entlassen. Zu Hause flossen nun die Tränen in Strömen.

Aber Marie hatte die Erfolglosigkeit ihres gestrigen Vorgebens eingesehen und glaubte sich jetzt auf freudliches Ermahnien verlegen zu sollen. Doch damit erreichte sie nun nichts mehr. Sie besaß eben an persönlichen Eigenschaften auch rein gar nichts, was ihr über den leidenschaftlichen, willensschwachen Mann ein Übergewicht und ihm einen sicherer Halt hätte geben können; ihr fehlte noch der ausgeweckte Geist; sie hatte die Welt bis jetzt ja nur als ein großes Arbeitshaus kennen gelernt.

Die Lage der Eheleute wurde schlimmer. Friedrich fand nicht gleich wieder Arbeit. Es war ihm aber auch gar nicht sonderlich darum zu tun; seine guten Vorsätze waren dahin. Das Arbeiten als Tagelöhner war ihm von jeher ein hartes Brod gewesen und die tägliche Bezahlung auch durchaus nicht geeignet, ihn zu einem arbeitsamen Leben hinzu ziehen. Er versumpfte wieder mehr und mehr, und wenn er auch ab und zu mal Arbeit fand, so war er doch immer bald fertig damit, wenn bei eintretendem Arbeitsmangel Entlassungen erfolgten, denn er war als ein Pummler verrusst.

Die arme Marie ergab sich mit der Zeit in ihr Schicksal und arbeitete fleißig. Sie gab ihrem Manne sogar noch von dem, was sie verdiente, denn er verlangte es in brutaler Weise. Um Vergeser zu verbüten, sparte sie es sich vom Munde ab.

Unter diesen traurigen Umständen rückte die Zeit ihrer Niederkunft heran, und das Glück wurde größer, als Marie nicht mehr arbeiten konnte. Als dann kurz nach der Entbindung auch noch die Zimmermiete fällig wurde, da wanderte von dem Hausrat ein Stück uns andere ins Pfandhaus, um nie wieder geholt zu werden; Bank und Streit gab es in der Folge Tag für Tag, und das Ehepaar sank tiefer und tiefer.

Das Kind lebte nicht lange. Als aber nach einem Jahr ein zweites kam, da erblickte es das Licht der Welt bei noch größerem Zimmer. Das Zimmer war trostlos leer, und statt der früheren, sauberer Ordnung starnte jetzt alles vor Schmutz.

Als Marie diese zweite Niederkunft überstanden hatte, mussten sie zu alledem auch noch die Wohnung räumen, weil sie mit der Mietzahlung schon seit langem im Rückstande waren. Bei dieser Gelegenheit blieb ein Bett in den Händen des Vermieters. Nur mit knapper Not fanden sie eine Unterkunft, denn wo man sie kannte — und es wurde bei dem zweifelhaften Aussehen des Paares nachgefragt —, da wollte man sie nicht.

Trotz dieses Glends aber blieb das Kind am Leben. Marie tat es tagsüber in eine „Krippe“ und holte es von dort des Abends, wenn sie von der Arbeit kam, wieder ab. Dieses Wiedersehen tagtäglich war ihre alleinige und einzige Freude.

Aber auch bei ihrem Manne glaubte sie mit der Zeit einige Zuneigung zu dem Knaben zu entdecken. Nun hatte ihr armes Herz eine Hoffnung, an die es sich flammierte. Vielleicht brachte ihn die Liebe zu dem Kinde wieder zur Besinnung.

„Wenn er nur schon Papa rufen könnt“, dachte sie öfters. Aber der kleine Fritz lallte zuerst „Mama“.

Doch die Trolligkeit, mit der die Kinder diese ersten Sprechversuche machen, übte ihre Wirkung auch auf Friedrich aus. Er ahnte dem Sohne sein „Mam--ma“ nach und begann höch-

stest belustigt mit ihm zu spielen und lachte dabei oft so aus innerstem Herzen auf, daß die Marie hätte aufzubellen können vor Freude, wenn sie nicht zu sehr von der Sorge bedrückt gewesen wäre. Das brachte sie einander etwas näher.

Doch das beschleiden aufkeimende Glück der beiden war nicht von langem Bestand. Ein plauer Geschäftsgang brach herein und bald darauf stand Friedrich wieder auf der Straße, arbeitslos und ohne Aussicht, neue Beschäftigung zu finden.

Dieses Misgeschick trieb den Bedauernswerten wieder tief hinein in das lächerliche Leben. Marie aber sah sich gezwungen, die öffentliche Wohltätigkeit in Anspruch zu nehmen. Mit der Zeit sah sie ebenso heruntergekommen aus wie ihr Mann; sie zählte in der Spinnerei, in welcher sie immer noch arbeitete, keineswegs mehr zu den Angesehensten, und als auch hier der Geschäftsgang plötzlich stockte, wurde sie ebenfalls kurzerhand entlassen.

Da verlor sie jeden Halt. Bittend ging sie von Haus zu Haus. Aber auch da muß man Erfahrung und vor allem eine gewisse „Beratung“ haben. Die Marie verstand es nicht, die Bettelci erfolgreich zu betreiben. Sie schleppte sich daher mit ihrem Kind unter den größten Entbehrungen durchs Leben; ihr unjetziger Mann aber drohte im Lauf vollständig zu versinken.

Die Not wuchs und wuchs. Vor wenigen Tagen erst war Marie bettelnd bei ihrer Schwester Bertha gewesen. Heute halte sie schon wieder nichts mehr zu brechen und zu beissen. Die Schwester mochte sie nicht mehr aufsuchen. Nun wollte sie sich an den Bruder wenden.

Es war an einem Samstag gegen Abend. Marie nahm ihren Sohn, dessen schäbigem Kleidchen man die trostlose Armut der Mutter nur zu deutlich ansah, auf den Arm und gedachte so den Bruder, welcher um sechs Uhr Feierabend hatte, vor dessen Haustür zu erwarten. Dass er sein Geld pünktlich heimtragen, aber auch etwas für sich in eine heimliche Tasche stecken würde, das wußte sie genau, weil sie ebenso gut wußte, daß ihre Schwägerin trotz der Liebenswürdigkeit, welche sie immer zur Schau trug, die Hosen an hatte.

Als Marie in die Straße, in welcher der Schreiner wohnte, einbog, sah sie den Bruder schon von weitem ankommen.

Als der Schreiner sie sah, schraf er sichtlich zusammen und ließ in höchster Verlegenheit seine Blicke die gegenüberliegenden Fensterreihen entlang schweifen, denn er schämte sich dieses „Bettelweibes“.

Dann schob er die Schwester barsch beiseite und schlüpste zur Haustür hinein; Marie ihm nach.

Im Haustur war es still, es ließ sich niemand hören, und in dieser Stille malte sich der Schreiner die Szene aus, welche ihm seine Pauline bereiten würde, wenn er Marie mit hinausnahme. Zuerst überschlich ihn ein Gefühl des Unbehagens; dann aber packte ihn unzählig die Wut, denn er fürchtete, jetzt vor den Haustüren kompromittiert werden zu können. Er feherte sich gegen die Schwester um, stieß eine grundgemeine Verwünschung durch die Zähne und fuhr sie mit unverdrosselter Stimme an: „Mach’ daß Du mir aus de Auge kommst! — Auf der Stell!“ Dabei verzog er sein Gesicht zu einer Grimasse, welche die bittend zu ihm aufschauende zurückweichen mochte; der kleine Friedrich strampelte auf ihrem Arm vor Angst mit den Füßchen und verzog sein bleiches Gesichtchen zum Weinen.

Gleich darauf aber verwandelte sich der Schreiner Erschrecken in Zorn, und sie nannte ihren Bruder einen Fliegel.

Da ging dieser auf sie zu; brutal holte er zu einem Schlag aus, der ihr direkt ins Gesicht gezielt war. Aber er schlug nicht zu, denn die

Augen Maries blitzen ihn unheimlich an; das war die Wut der Verzweiflung.

Sie sagte bei dieser stummen, aber energievollen Gegenwehr kein Wort; nur ihr Friedrich tat einen lauten, jämmerlichen Schrei.

Nun stieg der Schreiner, seinen Wutanbruch unterdrückend, schnell die Treppe hinauf und drohte seiner Schwester: „Dass Du mir ja net nachkommenst, das sag’ ich Dir!“

Das tat Marie selbstverständlich nicht und ging hinaus. In der ersten Etage aber öffnete eine Frau die Glastür, streckte ihren Kopf heraus und fragte: „Was hat’s denn dort unten gegeben?“

„O, Kindergeschrei,“ antwortete der Schreiner leichthin und stieg seine Stufen weiter, dabei in sich hineingrostend: „Ein Lumpenmensch wird mich ganz sicher nicht blamieren!“ Seiner „lieben“ Pauline aber sagte er von diesem Vorfall nicht das allergeringste.

Marie bog draußen in die nächste Straße ein, lehrte wieder um und ging wie in Kampf mit sich selber, einige Schritte zurück, schlug dann aber dennoch die Richtung ein, die ihr zuerst im Sinne gelegen; sie halte sich jedoch dazu entschlossen, einen nochmaligen Besuch bei ihrer Schwester Bertha zu machen.

Schwankend und übermüdet kam sie dort an und ging ein wenig verschüchtert gleich in die Küche, weil sie des Schwagers Gesicht gesehn hatte, wie es durch die Spalte der Zimmertür lugte. Gleich darauf hörte sie ihn drinnen schimpfen. Dass es die Anna war, mit der er sprach, das ahnte Marie nicht. Die hatte er Bertha im Vorbeigehen einen kurzen Besuch gestattet und war soeben im Begriff gewesen wieder zu gehen, damit sie bei der Heimkehr ihres Mannes zu Hause sei.

Der Schuhmacher sagte: „Dass bei der See kein Sege sein könnt‘, hab ich ja gleich gesagt.“ bedachte aber nicht, dass auch Anna ihren Mann ohne den kirchlichen Segen geheiratet hatte. Verschulden Redereien nicht länger zu hören zu müssen, ging sie zum Zimmer hinaus und der Rücken für zu.

In der Küche hörte sie ebenfalls Scheltwohl fallen. Die Bertha sagte zur Marie: „Du bist so schlecht wie Dein Mann, sonst hättest Du dir erstens net genommen und wenn doch, so würdest Du jetzt net länger mehr bei ihm bleibe.“

Da ging Anna hinein, und die Marie wünschte in den Boden versinken zu können vor Scham, weil sie sich doch nicht so ganz frei fühlt von eigener Schuld; die Anna würde ganz sicher nicht die Flügel so bald haben hängen lassen wie sie.

Die aber dachte bei sich voller Mitleid: „Arme!“ Dann reichte sie ihr die Hand und sprach: „Warum bist Du denn net ein einzige Mal auch zu uns gekommen?“

Auf diese Worte hin starnte die Marie vorsichtig in eine Ecke, und Bertha meinte verächtlich: „Narr Du, wenn’s bei Euch recht was zu holen gäb‘ . . .“

Aber da saud Marie ihre Sprache wieder und entgegnete spitzig: „Brancht kein’ Sorg‘,“ habe, ich komm auch net mehr zu Dir.“

„O, Redensartel!“ meinte darauf Bertha, ging in die Speisekammer und packte Maries Korb voll.

Zum Unsinken müde ließ sich diese jetzt auf den Küchenstuhl nieder und Anna setzte sich zu ihr und fragte sie teilnehmend über ihre Lage aus.

Als nun Anna ihre Schwester auch über das Treiben ihres Mannes ausschrie, mischte sich Bertha darein, welche mit dem vollen Korb wieder zurückgekommen war und warnte: „Da‘ Dir doch den Lumpen net auf den Hals.“

Das ärgerte die Marie und sie entgegnete gereizt: „Der ist so geworden, weil ihm niemand ernstlich hat helfen wollen.“

„So, so; Du hilfst ihm auch noch," meinte auf die Bertha, als ob sie damit ausdrücken wolle, daß sie jetzt mit ihrem Urteil über die Schwester im reinen sei.

Aber auch Marie war eigensinnig und besonders jetzt, im Beisein der Anna, durchaus nicht zur Nachgiebigkeit geneigt. Sie sprach von „Ausbeuterpack“ und von „Hungerlöhnen“.

Da stürzte der Schwager in die Stühle und konnte sich nicht genug tun in sittlicher Enttäuschung. „Psui über so 'ner Ned'!“ rief er aus. „Wer so 'nen Menschen in Schuh nimmt, der ist selber noch schlechter!“

Von der Schwester hatte Marie eine ähnliche Beschimpfung stillschweigend hingenommen; von dem Schwager ließ sie sich das aber nicht gefallen. Sie stellte ihren Knaben auf den Boden und stand gleichen Augenblicks zornumklend dem Frömmler gegenüber und schrie ihm in's Gesicht: „Ich bin net schlecht, ich verbitt' mir das!“ Sie war über alle Maßen aufgeregt und zitterte am ganzen Leibe.

Aber auch der Schwager wurde rot und rief: „Sei still, sonst ist alles aus!“

Doch Maries Hände ballten sich noch fauchender aus zusammen: „Natürlich! Wenn man arm ist, dann soll man sich jede Niederträchtigkeit gefallen lassen -- ganz stillschweigend!“

Da konnte sich der frömlinge Mann nicht mehr beherrschen vor Wut und rief in einem Ton: „'naus, 'naus, 'naus!“ Einiges anderes brachte er vor Erregung nicht mehr über die Lippen, und unter diesem Geschrei drängte er die Marie der Haustür zu.

Das arme Weib ergriff ihren schreienden Knaben und stürzte fort.

„Wenn Du Dich noch einmal hier sehen läßt, hol' ich die Polizei!“ rief ihr der vor Zorn Pleiche nach. Dann fiel die Haustür ins Schloß.

„Mariel Marie!“ rief Anna hinterdrein...

„Du wirst doch . . .“

„Sie hat ja ihren Korb stehe lasse!“

„Du wirst doch dem Frauenzimmer net nachlaufe wolle?“ Der Schuhmacher hielt die Aufgeregte zurück. „Sie wird ihn schon hole, wenn ich net daheim bin.“

„Ja, sie wird ihn schon hole,“ sagte auch die Bertha. Aber Anna war in peinvoltester Erregung und in ihren Zügen malte sich starres Entsetzen, als sie entgegnete: „Wenn sie sich aber ein Leid antöt?“

„Dann willst du das Gott verzeihen,“ sagte daraufhin in salbungsvollem Predigerton ihr Schwager. Dann befahl er seiner Frau: „In's Haus kommt sie mir aber net mehr, das sag' ich Dir. Wir werde durch das Lumpenpack noch vollständig blamiert!“

Dem stimmte die Bertha zu und sagte zur Anna, wie um sich zu rechtfertigen: „Man wird trotz aller Gütat noch verschwäzt bei die Leut!“

Anna entgegnete darauf nichts mehr. Des Schwagers Benehmen hatte ihr Innerstes empört. Auf dem Heimwege dachte sie noch lange Zeit nach über das, was die Welt Wohlthat und was sie Dankbarkeit nennt.

Als die Haustür des Schuhmachers hinter Marie zuschlug, rannte diese mit ihrem Kind davon, durchrasste stürmenden Schritten die Straßen. In das verkommenste Stadtviertel führte sie der Weg, dortherin, wo es am ärgsten nach unsauberen Höfen roch; hier lag in einem engen Winkel das „Gasthaus zum Schiff“, eine höchst verrufene Kneipe.

Als sie dort eintrat, saß ihr Mann inmitten einer Gesellschaft johlender Männer und Frauen - Tironen. Rotschlackernde Gasflammen beleuchteten notdürftig den stinkigen Raum, und der Tabaksqualm lagerte über den Menschen und über den Schnapsgläsern und Bierseideln so dicht, daß das Gaslicht nur noch geschwächt hinunterzudringen vermochte auf die nassen, von Speiseresten und Zigarrenasche verschmierten Tische. Die Gesichter der Gäste aber erschienen

in dem plackernden Gaslicht röter, verwegener und gemeiner noch als sonst.

Fast in der Mitte des Lokales stand der Tisch, an welchem ihr Mann saß; er unterhielt sich, verstholtene Bluse umherwendend, mit einem Weibsbild, dessen Gesicht sie schon früher gesehen zu haben glaubte. Sie mußte sich besinnen, und richtig, es war im „Kömer“ gewesen, damals, als sie mit ihrem Manne zum ersten Male zusammengetroffen. Das waren die gleichen herumblickenden Augen und derselbe lästerne Mund, nur lag auf ihrem Gesicht jetzt statt des brüderlichen Mohs der Leute vom Lande die brennende Flöte der Unmäßigkeit und des Lasters, und ein Zug bodenloser Gemeinheit verunstaltete ihre vordem nicht unschönen Züge.

Wie laut und gemein sie jetzt lachte. Was war es wohl, wovon ihr Mann auf sie einredete? Von den Tischen in ihrer Nähe drangen Späße allerschläfrigster Art an ihr Ohr. Sie stand noch und starre. Da sah sie, wie das Weib ihren Mann anstieß und mit ihren Augen zu ihr hinüberdeutete.

Friedrich wandte den Kopf, lehnte sich auf seinem Stuhle überrascht zurück und rief mit heiserer Stimme: „Hei, meine Alte!“ Dabei reckte er seinen Arm hoch: „So ist's recht, nur net so stolz sich zurückhalte!“

Er sah schon sehr verauscht aus, und der Scherz war brutal, aber Marie drängte sich mit ihrem Kind durch die Leute, setzte sich still schweigend zu ihm hin und versuchte sogar zu lachen. Darauf schob er ihr sein Bier hin, und sie tat aus dem Glas einen langen Zug, bis der kleine Krit seine Hand danach ausstreckte und die Mutter auch ihn trinken ließ. Währenddem bestellte die freigiebige Frieda noch zwei Glas Bier und der Frieder auf seiner Frau Witte zwei Würstchen und zwei Stück Brot, das ob Marie schweigend mit ihrem hungernden Knaben. Schweigend hörte sie auch den Reden zu und den Späßen, die da fielen. Über das Lachen, das diesen folgte, berührte sie nicht.

Da betrat ein neuer Guest das Lokal, ein Viehhändler. Hastig wandte sich Friedrich an seine Nachbarin und sagte leise zu ihr: „Den hab' ich herbestellt, der hat „Woos“!“ Dabei machte er mit Daumen und Zeigefinger die Bewegung des Geldzählens.

Die Kellnerin brachte dem Händler einen Schoppen Wein und auf seine Aufforderung hin noch ein Glas. Der Frieder bestellte gleichzeitig noch einmal zwei Seidel Bier, die bezahlte der Fremde mit. Als kurz darauf die zweite Runde kam, war der Händler schon warm: Was da Marie alles zu hören bekam! Und doch hatte das Frauenzimmer, die Frieda, einen Ehering am Finger. Zu dieser Beziehung hatte Friedrich sie also damals anscheinend nicht belogen.

(Fortsetzung folgt.)

### Frau Not.\*

In meiner kleinen Stube ist's so still,  
Der Tag verdunkelt schon,  
Als ob er sterben will.  
Ein Weilchen noch — und er ist ganz entföhnt.

Die Dämmerung tastet um mich her  
Mit welken, müden Händen.  
Sie kriecht an allen Wänden  
Und füllt die Stube grau und schwer,

Ich sehe, wie ein Träumer tut.  
Wer klopft an meine Tür?  
Wer tritt da aus der Dämmerstut  
Mit wildem Aug' herfür?  
  
Halt, weiter nicht! Weib, kehre um! . . .  
Es windt gebieterisch.  
Ein schwarzer Schatten setzt sich stumm  
Und still an meinen Tisch.

Ernst Preetzang.

\* Aus dem empfehlenswerten Buch: „Im Strom der Zeit.“ Gedichte von Ernst Preetzang. Stuttgart. J. F. B. Diek Nachf.

## Großgrundbesitz in Mazedonien in alter und neuer Zeit.

Von Ichtizaki.

Mazedonien, oder deutlicher gesagt, die drei türkischen Vilajets Saloniki, Monastir und Kossowo sind seit Jahren der Schauplatz blutiger Ränke unter den Nationalitäten. Auch bei den gegenwärtigen Balkanwirren hat dieses Gebiet der Türkei von sich reden machen. Die Gehe, die dort von allen Seiten mit der größten Mütsichtlosigkeit und einer Brutalität ohnegleichen ins Werk gesetzt wird, sünden nun keinen so fruchtbaren Boden, wenn nicht die wirtschaftliche Lage eines großen Teils der Bevölkerung so unbeschreiblich wäre, daß die Rente nur von einer politischen Veränderung eine Besserung ihrer Lage erhoffen. Nationale Ehre würden sich umsonst abmühen, einer satten und zufriedenen Bevölkerung den Haß und die Vergewaltigung ihrer Nachbarn, die nun einmal durch den Verlauf des geschichtlichen Verdens zwischen ihnen eingestellt wohnen, mit blutigem Nationalismus zu predigen. Die elende wirtschaftliche Lage eines großen Teiles der slawischen Bevölkerung war es, die den Feuerbrand der Insurrektion auslöschten ließ. darüber, wie die mazedonische Landbevölkerung, die fast ausnahmslos slawischer Nationalität ist, gelitten hat und wie sie noch unter den ungünstigen Besitzverhältnissen leidet, gibt das 1901 veröffentlichte Mémoire de l'organisation intérieure, d. h. des bulgarischen Mazedonischen Komitees, wenn man von gewissen Ueberreibungen absieht, ein deutliches Bild, das in den wesentlichen Zügen mit einer von griechischer Seite gegebenen Schilderung übereinstimmt.

Zunächst spricht ein Symptom eine sehr deutliche Sprache, nämlich die jährliche Auslandsgängerei von circa 100 000 Mazedonieren, die in den anderen Zentren des türkischen Reiches, vor allem in Konstantinopel, einen einträglicheren und unter an menschlichere Bedingungen gehüpfsten Erwerb suchen. Nun gibt es anderswo allerdings ähnliche Erscheinungen, bei denen Misshandlung und Missregierung nicht in dem Maße mitprechen. Die Untertanen des Fürsten Nikita von Montenegro und slawischen Dalmaten kommen in hellen Häusern nach Konstantinopel. Sie finden in der Hauptstadt des türkischen Reiches Portier- und Bedientenstellen, bei denen sie mit wenig Schweiß aber mit fast schwindiger Entlastung ein kleines Kapital erwerben können. Den bulgarischen Slawen erwartet aber in der Fremde harte, erbarmungslose Arbeit, die sie eben nur deswegen der Arbeit daheim vorziehen, weil sie ihnen eine menschlichere und unabhängige Existenz bietet. Mit der Auswanderung verlieren nun aber die Veys ihre Arbeiter. Diese Veys sind die Herren des Bodens. Es sind Türken, denn nach einer Quelle besitzen die christlichen Grundbesitzer in den drei Vilajets zusammen nicht über 200 Dörfer. Diese türkischen Grundherren bestellen wegen des geringen Ertrages der Aecker dieselben nicht selbst, sondern Dreiviertel der Felder werden durch die sogenannten „Aspoliza“ an die Pächter, Christen und Mohammedaner, zur Bearbeitung abgegeben. Diese „Aspoliza“ geschieht in der Weise, daß der Veyp seine Länderei in ebensoviel Löse teilt, wie es Familien im Dorfe gibt. Er gibt den Leuten die nötigen Sämereien und die Wohnung. Nach Abzug des Zehnten bekommt er 18--25 Proz. des Erntertrages. Diesen seinen Erntanteil muß der Bauer an den von ihm bezeichneten Platz schaffen, mag derselbe noch so weit entfernt sein;

\* Von Dr. Aleantzes Nikolaides in dem Buche: La Question Macédonienne dans l'Antiquité etc. Berlin 1899.

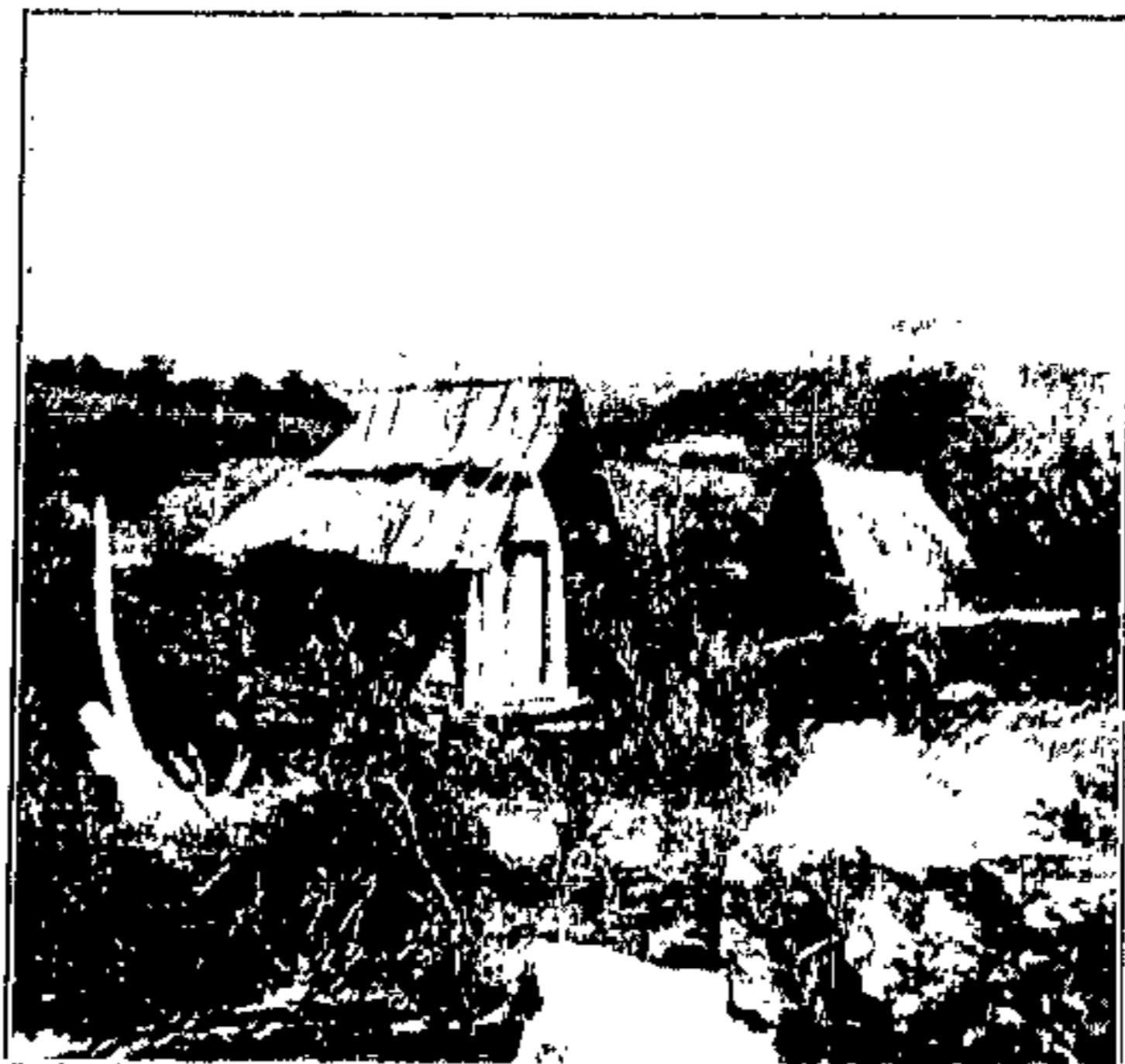
außerdem muß er alle Kosten für Buggieh, das Auto und die Werkzeuge tragen, ihm Wagen stellen für die Verschaffung von Brennholz und zehn Tage lang den besonderen Besitz des Beys bearbeiten. Wenn wir noch erwähnen, daß der Pächter auch die Mühlen (siehe Abbildungen) des Beys instand zu halten hat, wofür er allerdings das Recht besitzt, sein Getreide unentgeltlich zu mahlen, so können wir uns einen Begriff von diesem Pachtssystem machen, das wegen seiner proportionierten Abgaben, die nach anderen Quellen 63 Proz. erreichten, den Pächter auf keinen grünen Zweig kommen ließ und auch jetzt noch nicht kommen läßt, trotz aller Reformen, die man für die Erhebung des Gehalts eingeführt hat und die in der Tat einen gewissen Fortschritt gegen den früheren Zustand darstellen. Alles, was man getan hat, beschränkt sich darauf, daß man der Willkür in der Ausübung der auf die Landbevölkerung drückenden Gesetze bis zu einem gewissen Grade gestoppt hat; zu einer einschneidenden Reform der Besitzrechte hat man sich nicht versteht können, was allerdings auch eine gründliche Umwälzung alles Bestehenden bedeutet hätte, bei der es nicht ohne Blutvergießen abgegangen wäre.

Vielleicht bedauerlicher als die Lage der Pächter ist nun die der Arbeiter. Sie sind ohne feste, eigene Wohnung, können kein Vieh halten und haben nicht die geringste Möglichkeit, aus ihrer Stellung herauzukommen und Pächter zu werden.

Der kargliche Lohn beträgt nach den Angaben des Memorandums jährlich nicht mehr als 100—120 Piaster (80—95 Pf.) in barem Gelde. Sonst werden sie in natura abgelehnt und erhalten jährlich 80—100 Kinas (Schiffel) Seorn, 10 Pf. weiße Bohnen und 3—6 Pf. Petroleum. Damit ist die Arbeit des Mannes bezahlt, die der Frau findet überhaupt keine Entschädigung. Die Gewährung einer Vergütung hängt von dem guten Willen des Beys ab. Der Grundbesitzer ist also in gewissem Sinne Herr über das Leben seiner Arbeiter. Er kann, was sehr häufig vorkommt, seinen Leuten gegenüber von den besten Absichten erfüllt sein; unter Umständen kann er sich aber ganz im Stile eines Feudalherrn des schlimmsten Missbrauchs seiner Rechte, namentlich auch in bezug auf die Ehre der weiblichen Familienmitglieder seiner Untergebenen zuschulden kommen lassen. Die Werkzeuge der Beys für die Ausübung ihrer Wirtschaftsherrschaft waren früher die Feldhüter, die sogenannten Beftschis, gewesen. In alter Zeit wurden die letzteren von den Gemeinden, an deren Spitze der Dorfchulze, der Kmet (slawisch) oder Muhtar (türkisch) stand, gewählt. Nach dem russisch-türkischen Kriege stellten die Beys nach eigenem Ermessen Arnauten als Feldhüter an, welche sich unglaubliche Eingriffe in die persönliche Freiheit der Dorfsassen erlaubten, ja sogar die Entscheidung in Heiratsangelegenheiten abgaben und wenn es sich machte ließ, dem Grundherrn die hübschesten Mädchen aus dem Dorfe zuführten.

So fehlt auch das jus primae noctis nicht in dem Gesamtbilde dieser türkischen Feudalwirtschaft. Denn etwas anderes ist dieses Landssystem nicht. Die türkische Regierung hat seinerzeit bei einer von französischer Seite angestellten Enquete die Existenz der Fronarbeit geneugnet. Daß die letztere aber noch von den Landarbeitern wie von den Pächtern gefordert wird, steht über allem Zweifel fest. Auch die Regierung selbst zieht die Landbevölkerung zu einer Art Fronarbeit heran, indem sie dieselbe zwingt, eine gewisse Zeitlang jährlich am Chausseebau zu arbeiten. Davon kann man sich jedoch loskaufen und so kommt es, daß die angeblichen Vergebauten die Hauptbeschäftigung so vieler Beamten bilden. Hieraus schöpfen sie nicht unbedeutende Geldmittel, ja sie legen sogar den Grund zu einem gewissen Reichtum.

Die Großgrundbesitzer, die Beys und Agas, der Gegenwart repräsentieren nun aber, wenigstens in den drei Vilajets, keinen alteingesessenen Adel wie die bosnischen Beys. Sie haben keine intimen Beziehungen zu der Scholle, aus der sie ihren Reichtum ziehen. Sie sind in der Mehrzahl schlechte Landwirte, vermieden aus leicht begreiflichen Gründen den Aufenthalt auf dem Lande inmitten ihrer gedrückten und grossländigen Pächter und Arbeiter und zeigen sich unter ihnen nur mit einer bewaffneten Eskorte, die ihr Leben vor einer Verzweiflungstat zu schützen hat. Sie führen in vielen Fällen eine



Türkische Wassermühlen.

iederliche Wirtschaft und müssen ihre Besitzrechte oft an ihre christlichen Gläubiger, d. h. an die griechischen Geldleute in den Städten, abgeben. Dem Gesetz nach kann nun ein Christ ebenso gut Grundbesitzer werden wie ein Mohammedaner. In der Praxis jedoch wird es äußerst selten durchgeführt. Die Christen müssen das Land, das sie verschuldeten Türken abnehmen, auf Kirchen und Schulen überschreiben lassen, um es ihrer Nation zu erhalten. Die Moscheen besitzen nur ein Sechstel des Ackerlandes. Diese



Türkische Stadt mit Mühlen.

Kategorie von Ländereien, der sogenannte Wafus, ist aber gegen die Einmischung des Wais gesetzlich nicht geschützt, die ihn nach Belieben veräußern können.

Der Großgrundbesitz ist nun durch die geschichtliche Entwicklung in Mazedonien zu fast ausschließlich Absorption des bestellbaren Landes gelangt. Während die Zahl der Landfundienbesitzer ungefähr 15 000 beträgt, übersteigt die Zahl der kleinen Besitzer nicht 10 000. Die letzteren sind fast nur Türken und wohnen seit uralter Zeit in der gesegneten Wardabene. In dem ganzen übrigen Lande haust die slawische Landbevölkerung in dem geschilderten Zustande der Abhängigkeit und wirtschaftlicher Ohnmacht.

Die Slaven Mazedoniens haben nicht er von den Türken das harte Roß aufgebürdet bekommen, das ihre Macken drückt. Gleich nach ihrem Erscheinen in der Balkanhalbinsel, in welche sie zusammen mit den wandernden Germanen und zu grösseren Verbänden vereinigt in den Fußstapfen derselben einherziehend langsam eindringen, werden sie zu Untertanen des östlichen Reiches und bilden hier die Hauptmasse der Landbevölkerung, die, zum grösseren Teile unfrei, die Kosten der komplizierten und grausamen Steuergelebung des römisch-

Reiches zu tragen hatte. Die Bildung eines und später mehrerer nationaler Reiche mag für geraume Zeit ihre Erleichterung verschafft haben. Der grössere Teil des Gebietes, von dem die Rede ist, fiel aber gegen Anfang des 11. Jahrhunderts durch die Anstrengungen des Kaisers Basilios in die Hände der Griechen zurück und verblieb in ihrem Besitz bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts. Man hat nun die Frage aufgeworfen, ob die Balkanslawen die uraltslawische Einrichtung des „Mir“, des Gemeindebesitzes an Feld und Weideflur gekannt haben. Aus den vorhandenen Quellen, besonders aus dem von den Slawen allgemein anerkannten und in der Zeit der bilderrückenden Kaiser entstandenen „Nomogorikos“, d. h. Bauerngesetz, geht aber hervor, daß die Slaven der Balkanhalbinsel, weil sie frei waren, nur den Einzelbesitz kannten und daß sie ihre nationalen Besonderheiten unter der vereinheitlichenden Macht des römischen Rechtes verloren hatten. Der Umsatz des Kirchengutes war ein sehr bedeutender Kirchen, Klöster wie auch Grundherrn (Archonten) hatten ihre Leibeigenen, die in der Mehrzahl Slaven waren.

Neben dem Besitz der Krone, dem Kirchen und grösseren Privatbesitz finden wir nun an den Ländereien, deren Rechtsverhältnisse uns das Lehnsystem des Oszidents erinnern. Es sind die sogenannten Stratotropia, die Zentralstaatenländereien. Die Ausführungen dieses Systems, das in der Verleihung von abgabenfreiem Land an Leute bestand, die sich dafür zum Kriegerdienste verpflichteten, finden sich schon im Justinian (6. Jahrhundert). Nikephoros Phokas (Anfang des 10. Jahrhunderts) belebt das ganze Slawengebiet mit Militär, welches die Königsland, natürlich mit Hilfe der slawischen Leibeigenen, zu bebauen hatte. So bildete an sich hier im Osten der Landbesitz die Basis für das Heer und sollte dessen stete Schlagfertigkeit gewährleisten. Im Laufe der Zeit schlichen jedoch gefährliche Missbräuche in dieses System ein: so waren bei dieser Milizarmee die Offiziere fast ebenso zahlreich wie die Soldaten. Andere als militärische Erwägungen, namentlich eine grosse Gewinnsucht, griffen unter ihnen nach sich. Sie stellten billig zu habendes Geld statt kriegstüchtige Soldaten ein und hielten die für dieselben bestimmten Lehen für sich. Die grossen Herrscher aus dem mazedonischen Hause sahen sich gezwungen, in Interesse der Schlagfertigkeit des Heeres, die sie zur Erreichung ihrer Pläne bedurften, die Soldatenlehen zu schützen, dadurch, daß sie eine verschärkte Kontrolle über die Landverleihungen einführten. Der Verfall des Systems tritt aber schon unter den Kommenen ein. Erstens wird die Zahl der Soldaten, die von ihrem Lehen sich ausrüsten können, immer geringer, da die Ertragsschärfe des Landes gesunken war. Eine zweite Folge dieser Verarmung, die wir uns durch die allesverwüstenden Kriege im allgemeinen Sinken des Wohlstandes zu erklären haben, ist es, daß mehrere Lehnshabereien zusammen müssen, um einen aus ihrer Mitte auszurüsten zu können. Andere halten ihren Besitz ganz eingebüßt und waren nur als Garnisonsoldaten zu gebrauchen. Der größte Übelstand aber war der, daß die Dienstpflichtiger sich durch Geld loskaufen konnten, wie es die

Peloponneser im Jahre 935 taten. Diese Freiheit widersprach natürlich direkt dem Zwecke dieser nationalen Miliz. Sie verfiel und die Armee wandelte sich allmählich in das Söldnerheer um, wie wir es zur Zeit der Paläologen die Schlachten der Byzantiner schlagen sehen.

Für einen Teil des griechischen Reiches erfolgt eine bedeutende Einwirkung des west-europäischen Feudalsystems, als im

Jahre 1204 die Venezianer und Franzosen das Reich von Byzanz eroberten. Doch wird das System mir im Peloponnes und in

Mittelgriechen-

land so recht ein-

geschafft. Dort flü-

dnen wir den fran-

zösischen Adel or-

ganisiert wie in

der Heimat, und

das ritterliche

Leben blühte hier

noch auf dem

alten klassischen

Boden. 1261 er-

folgt die Rück-

eroberung Kon-

stantinopels durch

die Griechen. Aber

schon gegen das

Ende des Jahr-

hunderts beun-

ruhigt ein kleines

Volk die anato-

lischen Grenzen

des arg beschränk-

ten neuen Reiches

der Paläologen,

ein Volk, das in

einer gar nicht

zu fernien Ver-

gangenheit noch

ein Nomadenleben

geführt hatte --

ein Splitter vom

großen Stamm

des Türkenvolkes,

das weder Ge-

häftigkeit noch

strengste Familiens-

organisation

kannte. Eines sei-

ner Sprichwörter

sagte: Der Türke

zu Pferde kennt

seinen eigenen

Vater nicht. Das

Erbchafts-Gesetz,

das bei vielen

unter ihren

Männern noch im

Schwange war,

beweist, wie wenig

Wert man auf die

Übertragung des

Landbesitzes durch

Erbshaftlegte. Es

war nämlich der

jüngste Sohn, der zu Hause blieb und das Land

bestellte. Die älteren, stärkeren waren auf dem

Pferderücken zu Hause, durchtrabten unter dem

Vanner eines der verwegenen Reiterführer der

Wüste weite Strecken und treten selbst aus dem

alten Familienverband aus, indem sie sich Adoptiveltern suchen. Wurden diese Nomaden nun

seßhaft, so geschicht es wohl, daß das Stammes-

haupt oder der Herrscher einem verdienten

Führer ein Stück Land als Allodium verleiht,

ein soge. untes Darlyk. Die Blüte der Mannschaft jedoch blieb nicht am Boden hafsten, sie zog in die Ferne. Diese Abenteurer waren es, welche die Reiche der Seldschuken und der Osmanen gründeten. Die letzteren traten nun die Erbschaft von Byzanz an. Sie waren aber, als dieses geschah, durch den Islam schon in ihren Sitten und Gebräuchen bedeutend umgedeutet.

ganz wie in byzantinischer Zeit für die Fortierung einer Militärarmee verwendet. Die Errichtung derselben fällt in die Zeit des Sultans Orhan, in das erste Viertel des 14. Jahrhunderts. Nachdem dieser Herrscher aus dem Skutabentrub (dem sogenannten Devschirm), den ihm seine christlichen Untertanen leisteten, das Corps der Janitscharen errichtet hatte, organisierte er auch eine Truppe von tausend türkischen Jünglingen. Er belohnte sie für ihre im Kriege geleisteten Dienste mit Lehen (Dirlik), von deren Ertrag sie in Friedenszeiten leben konnten. Später folgte er dieser Aufzucht abteilung ein Heerkorps in derselben Stärke hinzu, die er auch nahm. Die Gründung dieses Heeres erfolgte zu der Zeit, als das Volk der Osmanen im Begriff war, nach Eroberung des Reiches von Klein-Asien, das den Griechen noch gehörte, nach Europa hinzüber zu ziehen, um seinen gewaltigen

Eroberungszug über den Balkan bis zur Donau anzutreten. Mit der Ausdehnung des Reiches nahm auch die Stärke der Militärarmee zu; aber von diesen Soldaten in ihrem Verbande hören wir nichts mehr, die Janitscharen waren und blieben die einzige Fußtruppe der türkischen Armee. Desto mehr erfahren wir von einem Reiterheer, dessen Soldaten mit Lehen ausgestattet sind und unter dem Namen Tepahi oder Spahi an der Seite der Janitscharen zu Ross kämpfen. Im Laufe von zweihundert Jahren hatte nun dieses Lehnsystem eine weitgehende Aus-



O. Günther-Naumburg: Winterabend.

Sie hatten ihre alten turanischen sozialen Einrichtungen mit der Sesshaftigkeit aufgegeben. Die Zeit der Raids in weite Ferne war vorbei. Schritt für Schritt wurde der Boden des ehemaligen oströmischen Reiches erobert und aus seine Organisation die allgemeinen Satzungen des Islam, wie sie für eroberte Völker in Geltung waren, angewendet.

Ein großer Teil vom Grund und Boden wurde in Domänenland verwandelt und

bildung erfahren. Es gab zunächst die großen Kronlehen, die an die alten Darlys der mittelasiatischen Türken erinnern und die an hohe Beamte und verdiente Heerführer verliehen wurden. Entweder waren sie individuell oder an ein bestimmtes hohes Amt gebunden. Zu dieser Rasse zählte man auch die Domänen, die der Herrscher sich selbst vorbehalt. Man nannte sie „Has“ und der häufig vorkommende Ortsname Hassjö erinnert noch an diese Art Lände-

reien. Die mittelgroßen Lehen bezeichnete man mit „Biamet“, die kleinen hießen „Timar“. Die Inhaber dieser drei Kategorien mussten mit einer bestimmten, von der Größe des Lehens abhängigen Zahl von Soldaten, die sie auf ihre Kosten ausrüsteten, ins Feld ziehen und für Unterhalt ihres Kontingents aufkommen. Diese Truppen bildeten in der besten Zeit des türkischen Reiches ein Heer von gegen 140 000 Männern, die dem Staate zu jeder Zeit ohne Soldzahlung und ohne Kosten für ihre Verpflegung zur Verfügung standen. Dadurch erklärt sich die Schnelligkeit, mit der die Türken ihre Heere ausrüsteten, und die für jene Zeit erstaunliche Leichtigkeit, mit der sie eine Mobilisierung vollzogen.

War eine Provinz erobert, so ließ der Mischtschi (Staatssekretär des Innern) die Ländereien jedes Distriktes ausschreiben, die Summe des Gehalts von jeder Ortschaft, die Anzahl der Bewohner und der Häuser und die Wälder und Weiden, die den Ortschaften als Gemeinbesitz gehörten. Dann wurde das Land in Lehen geteilt, und bald saßen überall waffenfähige Türken unter der eingeborenen Bevölkerung, um dieselbe in Baum zu halten und stets bereit zu sein, dem Sultan bei einem Aufgebot Heeresfolge zu leisten. Wenn die Inhaber der Lehen in das Feld zogen, so blieb einer aus einer bestimmten Gruppe zum Schutz der Besitzungen seiner Kameraden in der Heimat zurück.

Vor ihrem Auszuge in das Feld wurde ein Appell in dem Hauptorte des Sandschak vorgenommen. Wenn man längere Zeit im Felde zu bleiben hatte, so wurde, da der Staatschatz keinen Pfennig hergab, für eine bestimmte Zahl von Lehnshabern ein Delegierter gewählt, der die nötigen Verpflegungsgelder aus der Heimat herbeizuholen hatte. Die Einkünfte aus den Lehen unterlagen überdies einer Art Kontrolle. Man konnte, wenn die Einkünfte eines Timars zunahmen, in die höhere Klasse hinaufsteigen. Noch öfter aber geschah es, daß aus einem sehr ertragreich gewordenen Lehen, dessen Inhaber alt und nicht mehr kriegstüchtig geworden, das ursprüngliche Schwertlehen in seinem gesetzmäßigen Umfange ausgesondert und einem jungen Spahi verliehen wurde, während der Überschuss dem ersten Inhaber zugute kam, der nun gewissermaßen pensioniert wurde. Ein Lehen, das durch den Tod des Inhabers erledigt

war, wurde dessen kriegstüchtigem Sohne verliehen; den Gedanken der Erblichkeit ist manchmal aber hier ganzlich fernzuhalten, die Lehen waren in der guten Zeit durchaus nicht erblich, sondern bei der Übertragung vom Vater auf den Sohn ist die Verleihung durch ein von dem Mischtschi ausgestelltes Patent absolutes Erfordernis. Diese erfolgte auch, wenn der Sohn noch unmündig war, nachdem man sich vergewissert hatte, daß von den Vormündern die gesetzmäßige Zahl von Leisigen unter allen Umständen gestellt werden würde.

Hatte jedoch der Inhaber keinen männlichen Erben, so bekam der nächstgelebende unter seinen Neffen das Lehen in seinem alten gesetzmäßigen Umfang. Der Überschuß wurde unter den anderen Leisigen verteilt.

In dieser Weise verhütete man die Bildung allzu großer Vermögen, sorgte dafür daß der Bestand des Heeres nicht vermindert wurde, und hielt dasselbe durch Ausscheidung der Veteranen jung und kriegstüchtig. Durch die Bestimmung, daß die Lehnshaber in dem Distrikt zu wohnen hatten, in dem ihre Ländereien lagen, sollte der durch die Abwesenheit des Inhabers möglichstweile einreizenden Misshandlung und den besonders die an die Scholle gebundene christliche Landbevölkerung treffenden Misshandlungen in der Verwaltung vorgebeugt werden. Daß aber die letzte Absicht oft genug vereitelt wurde, ist ebenso gewiß, und sind die Leiden der leibeigenen Bauern auf der Balkanhalbinsel gewiß nicht zu übertrieben geschildert. Obgleich unter den stolzen Beys und Spahis hier und da eine von der Religion dictierte Humanität zu finden war und ein gewisses Interesse an dem Wohlergehen ihrer Untergebenen, so gab es auch viele andere, die ihre Bauern zu übermäßig Arbeitsleistungen anhielten, um den Ertrag ihres Lehens zu erhöhen. Zedenfalls war aber gerade deswegen in der guten Zeit die Bebauung des Bodens eine möglichst vollständige.

Etwa um das Jahr 1550 setzt Sultan Suleiman der Gelehrte, eine Kommission ein, welche den Grundbesitz, soviel er Miri (Domänenland) oder Bakuf (Güter der toten Hand) oder Milk (Privatbesitz) war, feststellen sollte. Die damals angefertigten Register sind heute noch vorhanden und werden in einem der dem

Forscher durchaus unzugänglichen türkischen Archiven aufbewahrt. Schon unter dem Nachfolger des großen Suleiman bietet die mazedonische Landbevölkerung das traurige Schauspiel einer bedrückten und in beständiger Ohnmacht gehaltenen Schar von Leibeigenen. Ein venezianischer Gesandter, der sich im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts in Mazedonien umsieht spricht davon, wie der Turke die von ihm eroberten Provinzen behandelt, und findet, daß er „die Untertanen und besonders die Christen mit so häufigen Fronarbeiten belastet, daß sie in das äußerste Elend versetzt und auf jede Weise erniedrigt“. Andrea Vadoardo, ein anderer Gesandter der Republik von San Marco sagt um 1573: „Wir fanden das Land, das wir durchritten, einen Teil Bosniens, Serbiens und Mazedonien, von Natur durchaus nicht fruchtbar, sogar teilweise sehr fruchtbar, aber so vernachlässigt wegen der geringen Zahl ihrer Bewohner, daß da Elend, das dort herrscht, unbeschreiblich ist. Der größte Teil ihrer Bevölkerung besteht aus Christen, aber sie sind solchen schweren Fronen unterworfen — obwohl sie teilweise von dem Knabentribut befreit sind, daß sie es vorziehen würden, anderswo, wo es auch sei, zu wohnen. So geschwächt und herabgesunken sind sie, daß ihre Kräfte den Anstrengungen des Landbaus fast nicht mehr gewachsen sind.“

Die Türken waren große Meister in der Kunst, Länder und Bevölkerungen zu desorganisieren. Nicht dazu geschaffen, städtisches Leben und städtische Kultur aufzulösen zu lassen, da ihrer Zivilisation alle sozialen Kreime fehlten brachten sie es dahin, daß sich die Städte in ihnen in Dörfern auflösten und zerstört wurden.

Noch heute macht Istanbul ganz denselbe Eindruck eines großen Komplexes von Dörfern auf uns, wie vor dreihundert und mehr Jahren auf den alten Venezianer. Seine Mahalla (Stadtviertel) stellt mit ihrer primitiven Verwaltung ein Dorf dar, das für sich existiert und sich um die anderen nicht kümmert. Die Municipalverwaltung der Türken bietet oft das Bild einer lächerlichen Nachahmung europäischer Vorbilder. Sie ist von jedem Gedanken an das gemeinsame Wohl vollständig frei und ist eigentlich nur ein Instrument für Schikanen aller Art.

(Schluß folgt)

## Gustav's Braut.

Von Fritz Sänger.

„Halt Dich gut verborgen, daß Dich die Meisterin nicht sieht, die hat Augen wie eine Wildkatze.“

„Die dicke?“ fragte er zweifelnd.

„Nein, die junge, die dünne.“

Ich ging, und mein Freund Gustav verkroch sich in eine finstere Ecke.

Droben fragte mich der Gärtner, der mit mir im Zimmer schlief, was es gäbe.

Ich sagte, wir wollten Frösche fangen gehen; die Fröschenkel aß er gern, und er schnalzte mit der Zunge, als er das Wort Frösche hörte. Ich lag nicht gern, aber es gibt Leute, die belogen werden müssen, um anständig zu bleiben. Hätte ich ihm die Wahrheit gesagt, hätte er es nämlich dem Meister erzählt, früher oder später, so schwieg er, das wußte ich.

Als ich unten ankam, da sah mich die Anna, die Magd; aber sie sagte nichts. Sie wartete auf einen Gesellen, mit dem sie am Abend heimlich spazieren ging.

Wir kamen glücklich vom Haus hinweg, ohne daß man uns sah.

Oben im Städtchen kaufte Gustav einen starken Eichenstock für mich. Er selbst trug einen

so genannten Fahrschwanz mit dünner Stahlstange der ganzen Länge nach durchzogen.

Dann gingen wir durch dunkle Straßen aus dem Städtchen heraus, weil man mich kannte, und ich nicht fortgehen sollte ohne Erlaubnis.

Draußen erst sagte mir der Gustav, daß wir nach Holzkirchen gehen wollten zu seiner Frida. Die Sache mit seiner Frida war mir vollständig neu. Ich hatte nie von dem Mädchen gehört, und er kannte sie eigentlich auch erst seit fünf Tagen. Sie waren beide auf einer Hochzeit in Eutheim gewesen, und er hatte sie dort als Kirch- und Tischdame gehabt und war nun bis an die Ohren in sie verliebt.

Unser Weg war weit. Er ging über Berg und Tal und durch mehrere Dörfer, und wir mußten alles zu Fuß zurücklegen, da es keine Eisenbahnen gab und ein Wagen uns viel zu teuer gewesen wäre. Wir hätten uns auch wohl geschämt zu fahren, denn wir hatten junge Leute und junge Leute fahren nicht in dieser Gegend. Es blieb noch reiten; aber das konnte ich nicht, und er bestand darauf, daß ich dabei war.

Das hatte seine Gründe. Nicht, daß er seine Geliebte mit mir teilen wollte, aber bei der-

**A**ls ich abends aus der Küche vom Essen kam und in mein Zimmer hinaufgehen wollte, das über der Werkstatt lag, da trat auf einmal mein Freund Gustav auf mich zu.

„Ach Du, Gusti.“

„Still,“ sagte er, „still.“ Und ich war auch gleich still.

Er zog mich beiseite in den kleinen Weg, der zwischen Werkstatt und Bureau lag und wo jetzt niemand mehr vorbeiging.

„Du mußt mit,“ sagte er. Das „mußt“ war aber mehr als eine Bitte und als zuverlässliche Hoffnung gemeint; ich verstand's auch so.

„Ich gehe mit,“ erwiderte ich.

„Geh hinauf und zieh Dich an, ich will warten. Paß auf, daß Dich niemand sieht.“

Ich ging. Er kam mir noch nach.

„Hast Du einen starken Spazierstock, einen eichenen oder sowas?“

„Wohin wollen wir?“

„Ich sag Dir nachher alles. Hast Du einen guten Stock?“

„Nein, aber ein gutes Messer habe ich.“

„Das ist nichts, einen Stock mußt Du haben, wir kaufen dann einen. Mach' schnell.“

rtigen Steinen sah es manchmal siehe. Es ist eine alte Sitte, die in allen Dörfern „heilig“ erhalten wird. Wer immer aus einem anderen Dorfe kommt, um sich um ein Mädchen zu verben, hat sich auf Prügel zurecht zu halten.

Durch Aufstehen von grösseren Quanten Wein für die reifere Jugend kann man sich allerdings so beliebt machen, daß einem die Prügel geschenkt werden. Das kam aber für Gustav nicht in Betracht, denn es sollte geheim bleiben. Und dann war er damals auch erst neunzehn Jahre alt; es schielte sich auch schon darum nicht, im Wirtshaus die Litterflasche tanzen zu lassen.

Es konnte also nur in Frage kommen: alles zu verschwiegen wie möglich. Und wenn angezissen, gehörig zuhauen. Dann aber fließen, da man wohl mit einer Übermacht rechnen müßte.

Es war zwölf Uhr nachts, als wir in das erste Dorf kamen.

Im Wirtshaus war noch Licht, und wir gingen hinein und tranken Wein, auch aßen wir jeder etwas. Man fragte uns: Woher? Wohin? Und wir sagten, wir hätten ein paar Taschen zu holen in Holzkirchen, und darum wüßten wir auch so solide Stöcke, die Taschen seien vielleicht bösertig.

Das glaubte man uns und sagte uns genau die nächsten Wege; so war uns und denen gezeigt. Der Wirt trug uns noch einen Beutel auf zu den Bürgermeister in Holzkirchen, und wir wollten nur hingehen und ihn ansrichten. Der Bürgermeister hätte eine schöne Tochter, und er hätte ein großes Anwesen, und die Großmutter vom Bürgermeister, die Annaemarie, sei . . . nun. Wir dachten an ganz andere Dinge und waren froh, als wir den alten Mann mit seiner Eindrücke hinter uns hatten.

Wir kamen noch durch mehrere Dörfer, die wir alle gut kannten. Aber überall war es ganz still; alles lag im tiefen Schlaf, nur die Brunnen hörte man plätschern und die Unken im Weiher schreien.

So lag auch Holzkirchen. Es war vier Uhr morgens, als wir dort ankamen, und der Mond stand am Horizont und beleuchtete gespensthaft die kleinen, schmucken Häuser, die da am Bach entlang standen.

Das erste Haus nach der Mühle war das Haus, wo „seine Frida“ daheim war. Er wußte das, er wußte sogar die Fenster, wo sie schließt, das hatte sie ihm alles verraten. Sie schließt da mit ihrer jüngeren Schwester zusammen, und wir standen lange und sahen da hinauf. Das Fenster ging auf den Bach hinaus, und der eine Flügel stand offen, so daß die Frühlingsluft hereinströmen konnte.

Als wir noch standen, hörten wir unten im Dorf eine Stalltür knarren, und es war das ein Mahnun für uns. Wir zogen uns zurück in den Weinberg. Wir lauschten aber mit größter Sorgfalt das Gelände aus, um für etwaige Falle gerüstet zu sein. Wir studierten gründlich die Wege und Abwege, die vom Dorf wegführten und besprachen das nähere.

Gustav wußte, daß Frida in die Kirche ging, und da mußten wir es fügen, daß wir ihr zufällig begegneten. Sie wußte nichts von unserem kommen.

Der Tag kam viel zu langsam für uns beide, aber er kam. Und es kam die Zeit, wo die Kirchenglocken an den Weinberg hinausklangen, und ganz oben am Berge, wo Wald war, da gab es einen leichten Widerhall. Es war ein prächtiger Sonntagmorgen. Die Erde war mit jungem Grün bedeckt, und eine feierliche Ruhe lag über dem Tal und dem kleinen Dorf.

Wir gingen hinunter von unserem Berge und richteten es so ein wie ausgedacht. Frida wurde ganz rot, darauf kannte ich sie vor den anderen Mädchen, die mit ihr gingen. Auch Gustav war etwas verlegen; das fand sich aber bald. Sie wußte das so geschickt zu ordnen, wie eingen einfach mit. Unterwegs erzählte sie mir nebenbei, daß ihr Vater ein Pferd zu ver-

kauften habe, und wir verstanden den Wink. Gustav sagte: „Ja, wir kommen ja darum miteinander, wir wollen das Rößl ansehen.“

So ging alles ganz hübsch.

Die Mädchen stellten wohl die Köpfe zusammen, besonders so eine kleine, blonde, die lachte so verschmitzt, sie hatte uns durchschaut.

Natürlich sahen wir das Pferd an und alle Hände, Ohren und Käppchen, die Schweine und hinterher die neuen Gauchohuppumpen, die der Verein besorgt hatte und noch so manches.

Wir wurden zu Tisch eingeladen.

Alle saßen mit am Tisch, und man sprach von der Landwirtschaft, von der vergangenen Hochzeit und von den Ernteaussichten.

Ich hatte hierbei Gelegenheit, Frida zu betrachten, da ich mich an dem Gespräch nicht beteiligte. Sie war nicht häßlich; ein schlank gewachsenes Mädchen mit braunen Haaren und grauen Augen. Recht lebhaft war sie. Ihre Bewegungen waren nicht schwungvoll, wie man sie manchmal bei Vatertinnen findet, aber doch auch nicht geziert, und sie hatte die Gewohnheit, wenn sie stand, öfters ihren Rock glatt zu streichen. Aber es nahm sich gut aus; sie machte das so, als ob es niemand sähe, und sie wußte doch ganz gut, daß wir es sahen.

Für den Nachmittag wurde ein Spaziergang verabredet. Eine Freundin von ihr ging mit. So waren wir jungen Menschen denn ganz allein. Wir gingen in das nächste Dorf; ich mit der Freundin und Gustav mit der Frida.

Meine Begleiterin war einige Jahre älter als ich und behandelte mich etwas von oben. Wahrscheinlich gab ich mir redliche Mühe, ihr zu imponieren, und es muß mir auch einigermaßen gelungen sein, denn wir vertrugen uns so nach und nach ganz gut. Frida und Gustav gingen hinter uns, und wir haben natürlich sehr selten zurück. Einmal traf es sich aber doch, daß ich gerade sah, wie die beiden sich recht herzlich küssten. Ich drehte mich schnell wieder um und batte nichts gesehen. Wir mußten vor Abend zu Hause sein. Die beiden Mädchen hielten darauf, und so geschah es denn auch.

Wir aßen noch Abendbrot zusammen und traten dann Anfang der Nacht den Heimweg an. Nachdem wir versichert, daß das Rößl, das wir angesehen hatten, wahrscheinlich gut sei für unsere Zwecke, es mußte das mir noch mit dem Vater besprochen werden. Dabei hatten selbstverständlich Gustavs Eltern nichts von der ganzen Reise gewußt und wohl auch nie davon erfahren. Als wir fortgingen, begleitete uns Frida, ihre Freundin und Fridas älterer Bruder bis weit vor das Dorf. Wir drei gingen voran und ließen die beiden glücklichen, jungen Menschen hinten nachkommen, so weit hinten, daß sie in ihrem Glück nicht störten. Es war eine klare Mondnacht wie die Nacht vorher, und wenn man zurückzog, so sah man die beiden eng aneinandergeküsst rubig des Weges kommen. Wir sahen aber selten zurück. Wir alle drei gönnten ihnen ihr junges Glück.

Draußen, etwa eine Viertelstunde vor dem Dorf, da beschloß man, sich zu trennen, und erwartete die beiden anderen. Sie merkten das und gingen langsamer und immer langsamer. Und als sie bald bei uns waren, da blieben sie manchmal stehen.

Man hörte sprechen. Es war das Mädchen. Man hörte: „Du lieber, lieber Mensch.“ und man sprach wieder, damit man es nicht hörte, denn sie wollten es doch nicht, und wir alle drei wußten ja, daß die beiden sich lieb hatten.

Als sie sich trennten, da weinte das Mädchen und sprach nichts mehr, und wir mußten gehen. Das Mädchen brachte es nicht fertig, von ihrem Geliebten wegzutreten. Wir ließen die drei endlich stehen und gingen. Frida hielt ihre Hände vor das Gesicht und als wir in einiger Entfernung uns wendeten und zurücksahen, da saßte gerade Fridas Freundin sie bei der Hand und zog sie mit sich dem Dorfe zu.

Wir blieben stehen, so lange wir sie noch sehen konnten, blickten wir ihnen nach.

„Warte mir noch ein Jahr,“ sagte Gustav, als wenn er zu ihr spräche, „dann bist Du meine Frau, dann brauchst Du nicht mehr zu gehen.“

„Ist das so sicher?“ fragte ich nach einer Pause.

Er sah mich sehr fremd an, dann meinte er: „Was hast Du gesagt?“

Ichwiderte meine Frage:

„Willst Du wirklich in einem Jahr Hochzeit machen?“

„Nein, ich wollte morgen schon, aber wir sind doch noch nicht volljährig.“

„Ist denn ihr Vater einverstanden?“

„Nein, er will sie an einen Webger in der Stadt verheiraten, da hätte sie es besser, hat man ihr einreden wollen, aber das ist alles nichts.“

Wir sprachen nicht mehr viel.

„Mömm, wir geben in den Weinberg, wo wir bent Nacht waren.“

„Bin Tu nicht müde?“ fragte ich.

„Blos soll ich müde sein? Morgen früh werde ich der erste sein auf dem Acker; ich habe mich nie im Leben so frisch und fröhlich gefühlt.“

Wir gingen hinauf in den Weinberg und sahen hinunter nach dem kleinen Fenster. Lange sah man da nichts, aber einmal da war es hell, und weiter sah man aber wieder nichts, und dann wurde es mit einem Male dunkel.

Das Mondlicht spiegelte mit den Wellen im Mühlbach, und das Wasser rauschte den Berg hinunter. Manchmal hörte man aus dem Dorfe einen Ruf, da und dort singen. Einmal hörte ein Nachziger in die frische Frühlingsnacht hinein. Als es aber im Hause neben der Mühle lange, lange ganz still war und die letzten Lichter längst verloschen waren, da gingen endlich auch wir. Wir gingen denselben Weg zurück, den wir die Nacht vorher gegangen.

Gustav war fröhlich, manchmal sang er, und er sprach fast nur von seiner Braut. Einmal weinte er fast, da sprach er lange gar nichts.

Er begleitete mich bis in den Hof, wo die Werkstatt war und oben die Zimmer für uns.

Ich schlich mich hinauf und schlief bald ein.

Gustav hatte noch einen Weg von zwei Stunden zurückzulegen; aber er war tatsächlich früh am Morgen der erste auf dem Acker; spät einmal hatte er mir das erzählt.

Was nun noch folgte, ist bald erzählt, obwohl es meinem Freunde Jahrzehntelang zu tun gab.

Eines Abends kam er wieder zu mir. Wir waren allein droben in meiner Dachkammer. Er war halb rasend und halb verzweift. Statt aller Worte gab er mir einen Brief von ihr, „von meiner Braut,“ fügte er mit bitterem Hohn hinzu.

Was für Worte darin standen, weiß ich nicht mehr. Er hat mir bald wieder den Brief abgenommen und vor meinen Augen zerrissen und um Boden zerstampft, aber die Worte standen gleichsam und sie sagten ungefähr folgendes:

„Ich habe nun doch meinem Vater nachgegeben und werde den Webger aus der Stadt nehmen. Du bist ja noch so jung und wirshall ein Mädchen finden. Lebe herzlich wohl und sei recht, recht glücklich.“

Er war nicht glücklich; er sandt auch kein Mädchen, er suchte keins mehr.

Es hat niemand von seinen näheren Bekannten von der Sache erfahren als ich, und das war gerade das Unglück. Er zog sich zurück und wurde ein einsamer und verbissener Mensch.

Er sang nie mehr und lachte nie. Nur wenn ich mit ihm allein war und wir von jenem Sonntagvormittag sprachen, dann zog manchmal ein wehmütiges Lächeln über das vergrämte, durchsichtige Gesicht, und wenn er von ihr erzählte, dann nannte er sie noch immer seine Braut, obwohl er wußte, daß sie in der Stadt verheiratet und Mutter von mehreren Kindern war. —



**Nachbilder und Nebenbilder.** Wir erwachen morgens früh und wenden den Kopf nach dem Fenster. Das hereinstrahlende Licht blendet unsere an das Dunkel angepassten Augen; wir wenden uns ab und schließen sie. Doch dies fühlt uns nicht ganz: vor dem noch so gut verschlossenen Auge steht wiederum das Fenster mit seinen hellen Lichtstrahlen, und deutlich unterscheiden wir an ihm nicht nur den dunklen Rand, sondern auch das ebenfalls dunkle Fensterrahmen. Erst nach längerer Zeit entchwundet der Spuk aus unseren Augen. Später gehen wir auf die Straße, wandeln etwa einige Zeit im Schatten und treten dann hinaus ins helle Freie: da trifft unser Blick die grelle Sonne, und wir müssen abermals die Augen schließen. Doch wiederum versucht uns der Eindruck, mögen wir die Augen auch noch so sorgfältig verdecken und verstehen; immer noch bohrt sich das Sonnenlicht in uns hinein, und auch jetzt erblicken wir die dämmrige Umgebung des Sonnenballtes vielleicht deutlicher, als wir sie während jenes Augenblickes an der Natur selber unterscheiden könnten. Wir möchten den oft sogar schmerzenden Zauber los werden und blicken auf eine dunkle Wand; da steht der glühende Sonnenball auf ihr; und wenn wir abermals das Auge schließen, ist er wiederum unser Gefährte. Bis endlich die spukhafte Erscheinung sich allmählich löst.

Dieses Nachwirken eines sinnlichen Eindrückes kennen die Physiologen und Psychologen längst unter dem Namen des „Nachbildes“. Sie kennen es nicht nur beim Gesichtssinne, sondern auch bei den übrigen Sinnen. Ein volltonender Glöckentoll, noch mehr ein Neolharmonon, Klingt in unserem Ohr weiter, auch wenn er in Wirklichkeit aufgehört hat; den Eindruck des Mittelns und Schüttelns einer Eisenbahnfahrt haben wir vielleicht noch, wenn wir bereits ruhig im festen Bett liegen; und von Trinken oder Essen bleibt etwa ein Nachgeschmack, auch wenn aus dem Mund das letzte Restchen weggespült ist. — Alle diese Nachbilder sind in dem Grundzug ihrer Geschaffenheit dem ursprünglichen Eindrucke gleich und werden deshalb positive Nachbilder genannt.

Wenn aber das helle Fenster oder die helle Sonnenscheibe nicht gress in das ausgeruhte Auge hineingestochen hat; wenn solche Eindrücke mähiger verlaufen, und wenn wir nicht einen kurzen Augenblick, sondern durch eine längere Zeit derartiges, etwa auch eine weiße Scheibe auf schwarzem Grunde, betrachten; dann kommt zwar ebenfalls ein Nachbild in unserem Auge zu stande, aber nicht ein dem ursprünglichen Eindrucke gleiches, sondern ein ihm entgegengesetztes. Wir sehen in solchen Fällen ein dunkles Fenster mit hellem Rand und Kreuz, oder eine schwarze Scheibe, die geheimnisvoll auf lichterem Grunde schwebt. Und umgedreht: plötzlich wirkt etwas Dunkles auf hellem Grunde an, dann haben wir nachher helle Bilder auf dunklem Grunde. Abermals können wir diese Erscheinung beobachten, sowohl wenn wir das Auge schließen, wie auch wenn wir unseren Spuk bei offenem Auge auf eine wirklich vorhandene Fläche „werfen“ oder „projizieren“. Wegen des Gegensatzes dieser Erscheinungen gegen die Wirklichkeit, aus der sie entsprungen waren, heißen sie negative Nachbilder.

Vorgänge, wie die bisher beschriebenen, stellen sich aber nicht nur nach einander, sondern auch neben einander ein. Treten wir in einen Raum, den ein starker rotes oder grünes Licht beherrscht, so breiten sich neben dieser Lichtquelle rote oder grüne Schimmer, selbst abgesehen von den wirklich vorhandenen Reflexen vor unseren Augen aus. Beobachten wir eine rote oder grüne Scheibe z. B. auf schwarzem Samt länger, so ziehen sich unter Umständen zarte Schimmer von Rot oder Grün über die Umgebung hin. Sind zwar diese Erscheinungen weniger deutlich zu merken, als die bisher vorgeführten, so fehlt es ihnen doch nicht an Mannigfaltigkeit und Reiz. Ihre technische Bezeichnung ist bisher „simultane Induktion“, womit also eine gleichzeitige Überführung eines Eindrückes in seine Nachbarschaft bezeichnet wird. Einfacher scheint es uns zu sein, daß wir diese Analogien zu den Nachbildern als Nebenbilder bezeichnen. In den hier erwähnten Fällen haben wir es mit positiven Nebenbildern zu tun. (Die Erscheinung, daß Helles auf Dunklem etwas größer erscheint, als dies sonst der Fall sein würde, und daß Dunkles auf Helle kleiner erscheint, als es sonst der Fall sein würde, ist mit unseren Nebenbildern nicht identisch, wohl aber verwandt; als technischen Ausdruck dafür gebraucht man den Namen „Irradiation“. Die Folgerungen für den Gebrauch hellerer oder dunklerer Kleider sind wohl im allgemeinen bekannt, als seine Veranlassung.)

Blicken wir wiederum irgend etwas Dunkles auf hellem Grunde oder etwas Helles auf dunklem

Grunde längere Zeit hindurch an, so merken wir, daß die Mänder des Angetriebenen gegen die Umgebung hin sich aus dem Hellen zu noch Hellerem und aus dem Dunklen zu noch Dunklerem verstärken. Haben wir beispielsweise auf schwarzen Samt eine weiße Scheibe gelegt, so erscheint das Schwarz des Samtes gegen den Rand der Scheibe zu noch tiefer schwarz. Oder legen wir schwarze Streifen auf einen weißen Grund, dann erhellt sich dieser an seinen dem Schwarz zugewandeten Mändern so sehr, daß man unter Umständen Beweise von einem eigenen Leuchten dieser Mänder sprechen kann. Hier ist also ein „Kontrast“ aufgetreten, und zwar ein „simultaner“. Wir erlauben uns auch hier, unseren bequemerem Ausdruck zu gebrauchen und sprechen ganz einfach von negativen Nebenbildern.

Die negativen Nachbilder und Nebenbilder lernen wir nicht nur im Verhältnisse von Hell und Dunkel kennen, sondern auch in dem von Farbe und Gegifarbe. Das heißt: jeder Farbe ist eine andere Farbe zugeordnet, die sich zu ihr verhält wie das Hell zum Dunkel oder das Dunkel zum Hell. So dem Rot ein bläuliches Grün, dem Orange ein Blau, dem Gelb ein Violet. Deshalb erzeugen farbige Gesichtseindrücke unter den für negative Nachbilder und Nebenbilder günstigen Umständen auch wieder farbige, aber gegensätzliche Bilder. Nach einem längeren Schauen ins Rot haben wir ein bläuliches Grün usw.; eine rote Scheibe auf irgendeinem farblosen Grunde treibt den ihr zugewandten Rand dieses Gründes sozusagen in ein bläuliches Grün hinein, und ebenso verhält es sich mit den übrigen Paaren von Gegifarben. Manchmal beteiligen sich auch noch andere Farben an diesem Spuk: das positive Nachbild des großen Sonnenlichtes „Klingt farbig ab“.

Halten wir gar keine äußeren Gesichtseindrücke, so ist unser Auge doch nicht müßig. Bei geschlossenen und gegen jegliches Licht geschützten Lidern touchen Farben und Formen im Gesichtsfeld auf, die manchmal bis zu „phantastischen Gesichterscheinungen“ gehen. Das sind ebenso Eigenbilder des Gesichtssinnes, wie wir vorher Nach- und Nebenbilder hatten.

Und bei den übrigen Sinnen? Auch sie eröffnen dem, der mit solchen Versuchen an sie herangeht, ihre positiven und negativen Sonderbilder.

h. s.

**Heizvorrichtungen bei Zimmer-Aquarien.** Wer sein Zimmeraquarium mit einer Heizvorrichtung versehen will, wird dieselbe am besten in einem Ausschnitte des Aquariumbodens anbringen; dadurch erzielt er die beste und billigste Ausnutzung der Wärmequelle. Lieber die Anlage einer solchen Vorrichtung gibt C. Heller in seinem hübsch illustrierten Büchlein „Das Süßwasser-aquarium“ (Leipzig, Quelle u. Meyer, Publikation der „Naturwissenschaftlichen Bibliothek“), das wie Aquariumliebhabern nur empfohlen können, eine auszahlbare Anregungen, von denen wir das folgende mitteilen wollen:

„Als Wärmequelle benutzt man eine in den Heizkästen gestellte kleine Spiritusdöhlflamme mit möglichst großem Behälter. Die Heizflamme braucht je nach Größe des Aquariums und gewünschter Temperatur nur 1½—1 Zentimeter hoch zu sein. Läßtig dürfte bei Spiritusheizung das bei der Verbrennung gebildete Wasser werden, welches an den Wänden des Heizkörpers sich verdichtet und heruntertropft. Man kann diesem Nebel dadurch begegnen, daß man die Wandungen, wie auch den von unten sichtbaren Teil des Heizrohres mit einer dünnen Lehmschicht überkleidet, die man gut trocken läßt. Dieser Lehm wird so warm, daß ein Kondensieren des bei der Verbrennung entstandenen Wasserdampfes unmöglich wird, was allerdings wieder einen Wärmeverlust bedeutet, aber mit Rücksicht auf die Sauberkeit des Betriebes doch zu empfehlen ist. Die Kosten einer solchen Heizung belaufen sich auf 10—15 Pf. wöchentlich. Wenn diese Heizungsmethode zu gefährlich erscheint (was sie nebenbei nicht ist, da der Spiritusbrenner gar nicht warm wird, wenn er nur groß genug ist), der kann auch die von vielen empfohlene Methode der Dampfheizung verwenden. Man verwendet hierbei die altbekannten Nachtlichter, welche man auf Mühl schwimmen läßt. Hierbei ist nur zu berücksichtigen, daß infolge Sinkens der Dampfmenge auch die Flamme sich weiter vom Heizkörper entfernt, ein Mangel, dem man dadurch einigermaßen entgegentreten kann, daß man große, flache Leibbehälter verwendet. Diese Heizung wird im Betriebe am teuersten. Die billigste ist wohl die Petroleumheizung. Da es aber bisher nicht gelungen ist, eine vollständig geruchsfreie Heizlampe dieser Art zu konstruieren, so ist dieses Verfahren nicht zu empfehlen. Am bequemsten und redesten ist unter allen Umständen die Heizung

mit einer kleinen Beuchgasflamme, und wo möglich ist, sollte man die Anlagenkosten für die Leitung und einen kleinen Bunsenbrenner (Glückslichtbrenner allerlei Art) nicht scheuen. Der Betrieb stellt sich nicht teurer als mit Spiritus und bezüglich der Bequemlichkeit und Sauberkeit steht diese Wärmequelle unerreicht da. Nur eins ist dabei zu berücksichtigen. Der kupferne Heizkörper muß der zerstörenden Einwirkung der Verbrennung produzieren, vor allem der des darin enthaltenen Schwefeldioxyds entzogen werden. Dies läßt sich einigermaßen befriedigend durch einen nicht allzu dicken Gipsanstrich erreichen, der von Zeit der Erneuerung bedarf. Zur Schonung der Heizanlage ist es überhaupt zu empfehlen, bei keiner Heizmethode die Flamme direkt gegen den Heizkörper schlagen zu lassen, sondern durch angemessenen Abstand nur die aufsteigende erwärme Luft zur Wärmeabgabe zu verwenden. Zu kalt im Winter kann man aber auch in die Lage kommen, daß ein Aquarium ohne eingebaute Heizung eine Erwärmung bedarf, besonders dann, wenn es um ein größeres Becken handelt. In diesem Falle bietet uns eine ganze Reihe verschiedener Centralheizapparate einen Notbehelf. So bestechend auch erscheinen mag, die Wärmequelle, gleich einem Ofen, direkt ins Aquarium hineinzustellen, so wenig empfehlenswert sind alle derartigen Konstruktionen. Allen haftet der Fehler an, daß sie eine zu geringe Menge Brennstoffmaterial anzunehmen vermögen, daß dies günstigstens für 25—30 Stunden erreicht. Bei allen haben wir mit dem bei der Verbrennung gebildeten Wasser zu kämpfen, und keinem unserm Aquarium zur Zieide gereichen, außer abgesehen von besonderen Mängeln, die den einzelnen Systemen nicht abgesprochen werden können. Sie sind eben, wie schon gesagt, ein Notbehelf. Immerhin ist es ratsam, sich eins der einfachsten anzusehen, damit man es im Notfalle mit einer Geschicklichkeit selbst anfertigen, jedenfalls aber verhempner leicht nach Angabe machen lassen kann. Aus vergütetem Kupferblech fertigt man sich ein Kästchen in Form eines Prismas mit quadratischer Grundfläche von 7—8 Centimeter Grundanteil und 25—30 Centimeter Höhe. Hingeschafft in halber Höhe legt man schräg hindurch, aber nahe einem Seitenwand ein Heizrohr aus Kupfer (innen verzinkt). Den Boden bedeckt man mit einer zirka 1 Centimeter dicken Bleiplatte, um ein aufrechte Schwimmnen des Apparates zu verhindern. In dem Apparat hinein setzt man eine Spirituslampe, der Behälter präzisatisch geformt ist. Die Grundfläche derselben bildet ein Rechteck. Die lange Seite des selben entspricht der inneren Weite unseres Apparates, die kurze Seite aber dem Abstand des Heizrohres von der Wand. Die Höhe des Behälters muß so gewählt werden, daß sie mit Brennerrohr und Flammenhöhe zusammen die mittlere Höhe des schräg liegenden Heizrohres ausmacht, welches bei der Flamme umspielt werden soll. Ein Durchmesser des Rohrs schadet hier weniger als bei den eingebauten Apparaten, weil es leicht zu erneuern ist. Das Brennerrohr der Lampe befindet sich in wie gewöhnlich in der Mitte, sondern nahe der einen Seitenfläche. Das Einsetzen und Herausheben der Lampe geschieht mit Hilfe starken Eisendrahts. Der Heizwert dieser Einrichtung ist ein recht guter, und wird beim Füllen der Lampe keine Störung des Aquariums verursachen, denn der Apparat bleibt im Wasser, nur die Lampe wird herausgehoben. Der Kondenswasser, welches sich am Boden sammelt, kann von Zeit zu Zeit mit einem Heber oder einem an einem Draht befestigten Schwamm entfernt werden. Der Spiritusvorrat reicht bei mittlerer Flammenhöhe für 24 bis 30 Stunden.“

## Magisches Quadrat.

A	A	B	B
E	E	E	E
J	N	N	O
R	R	R	R

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die erste, zweite, dritte, vierte Reihe der entsprechenden Horizontalen gleich ist.

## Auflösung des Silben-Rätsels.

Dorn — Stein — Feld — Main — Eis — Inn — El — Ma — Ar — Haus — Loch — Rand — Erz — Chur — Hut — Tie  
Das freie Wahlecht.

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsel löser werden nicht veröffentlicht.)

## Nachdruck des Inhalts verboten!